Die Neue Welt

Nr. 38 Illustriertes Unterhaltungsblatt. 1909

Die Leute von St. Bonifaz.

Roman von Minna Kautsky.

(Fortsetzung.)

4. Kapitel.

Schon am nächsten Mittag war Peter aus Katzenbach die Botschaft zugegangen, daß man ihn noch denselben Abend erwarte. Die Genossen hatten die Bitte hinzugefügt, diesen Besuch mit einem Vortrage in Verbindung zu bringen. Er würde damit dem allgemeinen Wunsche entsprechen. Peter hatte diese Aufforderung gewünscht und erwartet. Er war gegen Abend mit der Bahn nach Katzenbach gefahren, dem kleinen Gebirgsdorf, das, weltentrückt, von jedem Verkehr bisher abgeschnitten gewesen. Seitdem es eine Bahnstation geworden und zwei große Fabriken für Maschinenbau dort errichtet waren, änderte sich das sofort. Die Arbeiterschaft war durch ihre Produktion mit dem Weltmarkt verbunden und rekrutierte sich in beständigem Wechsel von außen her. Die ansässigen Dörfler befanden sich in der Minorität und kamen nunmehr als Lieferanten in Betracht, die die sich mehrenden Bedürfnisse der stets anwachsenden Zahl der Fabrikarbeiter zu befriedigen hatten. Sie waren vollständig abhängig von ihnen geworden und durch die Rücksicht auf den Absatz gezwungen, sich ihnen anzupassen.

Unter den Fabrikarbeitern war alsbald eine feste Organisation hergestellt und ein Arbeiterbildungsverein geschaffen worden, mit den allerdings bedürftigen Anfängen einer Bibliothek.

Peter, den Katzenbachern längst als tätiger Genosse bekannt, der sein mutiges Eintreten für die Sache des Proletariats soeben mit einer dreimonatigen Haft zu büßen gehabt, wurde mit Jubel empfangen.

Was ihn in St. Bonifaz zum Verbrecher gestempelt, bei den Katzenbachern gereichte es ihm zur Ehre, noch in der Arbeiterbluse waren ihm die Genossen entgegengekommen, um ihn zu begrüßen und in ihr Versammlungslokal zu begleiten. Freude glänzte aus seinen Augen, als er eine so stattliche Anzahl von Genossen hier vorfand. Er hatte es kaum erwartet, da war bereits gute Arbeit geleistet worden. Herzhaft schüttelten sie sich die Hände. Eine Tribüne war nicht vorhanden, er saß mitten unter ihnen und in ruhiger sachlicher Weise sprach er von den sich drängenden kulturellen Fortschritten, von der Entwickelung der Wissenschaft auf dem Gebiete der Technik, die schon die gesellschaftliche Umwälzung im Schoße trüge. Er hatte Beispiele zur Hand, er konnte auf Erfahrungen verweisen, die sie selbst gemacht und so auf die anschaulichste Art ihr Verständnis dafür erweitern.

Dorfgarten.

Aufmerksam, von heißem Bildungsdrang ergriffen, horchten sie seinen Ausführungen. Jede Wendung wurde verfolgt, jeder ironische oder scherzhafte Ausfall erfaßt und belacht. Gasser hatte ein dankbares Publikum, sein Vortrag wurde immer lebendiger, seine Stimme gewann an Wärme und überzeugender Kraft als er von dem unaufhaltsamen Wachstum der Partei sprach, von ihrer internationalen Bedeutung, von dem hohen Ziel, das das Proletariat aller Nationen miteinander verbindet und wie ihre Waffen allerorten geschmiedet, erprobt und verbessert würden.

„Und das tut not," rief er, „denn wir wollen die Welt erobern!"

Nach ihm sprachen noch andere. Und diese Männer im Arbeitskittel, die müde und abgerackert hierher gekommen waren, zeigten jetzt eine veränderte Haltung. Ihre Gedrücktheit war verschwunden, Mühsal und Sorge schienen von ihnen genommen. Ihre Intelligenz und Findigkeit, die ihnen bei ihrer Arbeit an der Maschine so wenig nützt, erwacht, wie von einem Banne erlöst, und wie Freude und Hoffnung ihr Blut kräftiger durch die Adern trieb, wurde es ihnen zur herrlichen Gewißheit, daß keiner, der ihrer Klasse angehöre, von der Aufgabe, die sie zu erfüllen haben, unberührt bleiben könne, und ob er nun mit Bewußtsein sich in die Reihen stelle oder mit stumpfen Sinnen sich von den Ereignissen tragen lasse, ob ihn der Hunger, ob ihn sein Rechtsgefühl, ob die Empörung ihn zum Kampfe treibe, gleichviel, er müsse mit und diesen zwingenden Gewalten gehorchen.

Es war Nacht geworden, als die Versammelten auseinandergingen. Einige der Jüngeren begleiteten Peter über den Bergrücken hinüber, der Katzenbach von St. Bonifaz trennte. Die Gemüter waren erregt und sie diskutierten noch auf der Landstraße weiter.

Wie lustige Fanfaren tönten die jungen kräftigen Stimmen durch die stille Nacht und ihre Augen leuchteten in der Dunkelheit wie von innerem Feuer entzündet. Keiner besprach persönliche Angelegenheiten, die große Sache der

Befreiung beschäftigte sie allein. Sie kamen an herrlichen Villen vorüber, die neuerstanden waren. Die Besitzer saßen in dieser milden Nacht mit ihren Gästen auf Veranden und hohen Balkonen. In einer dieser Villen hatten sie lange soupiert und tranken nun aus großen Bechern den köstlichen Schaumwein, mit dem der Wirt nicht sparte. Sie befanden sich in der richtigen Bankettstimmung. Das war ein Lallen und Flüstern, ein Poltern und Schreien halbtrunkener Männer, ein ausgelassenes Kichern und Lachen der Damen. Auch sie redeten von Freiheit, von der persönlichen Freiheit, die die Macht hat, sich durchzusetzen.

Klirrend schlugen die Gläser aneinander.

Das eine zersprang, man warf es in weitem Bogen hinab auf die Straße, die anderen folgten unter dem wiehernden Jubel der Gäste. Die Arbeiter sahen empor nach diesem Hagel, der unweit von ihnen den Boden erreichte.

„Das sind unsere Herren," riefen sie unter verächtlichem Lachen.

„Die soviel auf den guten Ton halten," höhnte ein anderer.

„Uns sagen sie nach, wir seien immer besoffen."

„Natürlich. Wenn die da als die Hochgebildeten sich aufspielen wollen, müssen sie uns zu Schweinen machen, das geht nicht anders."

Sie gingen weiter. Da zitterten ihnen die heiseren quietschenden Töne eines Grammophons durch die stille Nacht entgegen. Sie befanden sich vor dem Landhaus des Fürsten, der, nachdem er sein stolzes Schloß verkauft hatte, sich für einige Sommermonate in diesem kleinen schindelgedeckten Häuschen, seiner ehemaligen Meierei, niederließ. Die Dorfbewohner nannten es, dem Range seines Besitzers entsprechend, die Fürstenvilla, aber gegen die mit verschwenderischem Luxus ausgestatteten Villen der jüngst geadelten Barone vom Eisen-Kartell war es eine [illegible] mit den Mitteln [illegible] und geschickte Hände, [illegible] besorgen, dann Herrlichkeit aufgeputzt, gerade wie seine Bewohner selbst. Auf einem schmalen Balkon, im Schein einer Petroleumlampe, saßen der Fürst, seine Gemahlin und der junge Kaplan von St. Bonifaz, wie auf einer Perlenschnur aufgereiht, dicht nebeneinander.

Seitdem Durchlaucht sein großes Vermögen durch kostspielige Passionen vollständig vergeudet und auch von dem seiner Gemahlin, einer geadelten Bürgerlichen, nicht viel mehr übrig gelassen hatte, war der Haushalt mehr und mehr reduziert worden.

Die Besucher blieben aus, Durchlaucht mußte mit der Gesellschaft des Kaplans vorlieb nehmen, den er der Gemeinde als ihr Kirchenpatron aufgehalst hatte. Er war ihm von der Diozese als verläßlich empfohlen worden. Und statt der Vorträge von Kunstgrößen mußten die Herrschaften sich mit deren Reproduktionen durch das Grammophon begnügen. Es war auch sehr schön. Die schalen Couplets Girardis, die dieser mit heiserer Stimme so gottvoll schnarrte, tönten ihnen aus dem Schallrohr ebenso schnarrend und näselnd entgegen und das entzückende Fiakerlied sang er so oft als sie es wollten. Sie hatten heute dieses Vergnügen bis zur Erschöpfung genossen.

Der Fürst ließ den Kopf gegen die Brust fallen.

Der Kaplan aber rückte der Fürstin noch näher und sie flüsterten angelegentlich miteinander.

Die Arbeiter hatten auch nach diesem Balkon emporgeblickt und der Kontrast zwischen den alten und den neuen Gewalten, die ihnen beide so wenig mehr imponierten, wirkten auf ihre Lachmuskeln, sie stießen einen lauten Jauchzer aus.

Es schlug 10 Uhr von dem nahen Kirchturm.

Sie trennten sich und Peter ging nun rascher bergab, dem See entgegen.

Nur wenige Lichter brannten noch in den Häusern des stattlichen Fleckens, den man von der Anhöhe vollständig übersehen konnte; auch im Gasserhaus war es finster. Als er es jedoch erreicht hatte und um dasselbe herumging, um zur Schiffhütte und über die dort angelehnte Leiter zu der Bodenkammer zu kommen, in der er seine Lagerstatt hatte, bemerkte er durch das Fenster des Vorraumes Licht.

Er ging näher und sah hinein.

Auf einem Schemel saß die Maridai. Eine Näharbeit im Schoße, den Kopf gegen die Wand gelehnt, war sie eingeschlafen. Das rötliche Licht der Lampe fiel von seitwärts über ihr junges Gesicht und den vom Tuch entblößten, sanft gebogenen Hals, alles übrige in dem Raum blieb in Dunkel gehüllt. Peter rührte sich nicht, unverwandt sah er hin, mit jener reinen Freude, mit der man ein Kunstwerk betrachtet. Die Wonne des Schlafes nach erschöpfendem Tagewerk war in ihrem Gesichte deutlich ausgeprägt, wie die muskellösende, süße Schlaffheit in ihren Gliedern. Beide Arme hingen herunter, den schlanken Fingern war die Nadel entglitten. Eine kindliche Anmut war über sie ausgegossen, es lag etwas Rührendes und Holdes in dieser Unbewußtheit, in diesem tiefen Schlafe, der dem Tode glich.

Einen Augenblick dachte er daran, sie zu wecken, aber er hatte die Empfindung, als würde er damit zerstören, was sich nicht wieder erneute; leise schlich er hinweg. Eine angenehme Kühle wehte vom See herauf und die Sterne glänzten hell in seinen schwarzen, grundlosen Tiefen. Er konnte nicht schlafen.

Er ging in die Schiffshütte, machte das Boot los und ruderte hinaus.

Wie schön war der See in dieser nächtlichen Ruhe, im Sternenschimmer! Unter den Ruderschlägen verschwanden die Sterne, die sich [illegible] gekräuselten, und tauchten wieder empor. In schwarzen Massen standen die dichtbewaldeten Ufer, die dahinter aufragenden Berge und steilen Wände aber verwebten ineinander, verschwanden zum Teil in dem geheimnisvollen Dämmerschein dieser Spätsommernacht. Nichts unterbrach die Stille ringsumher, nur in der säuselnden Luft, in den an den Kiel anschlagenden Wellchen war Ton und Bewegung. Ein Gefühl der Sehnsucht überkam ihn, für das es keine Worte gibt, ein Gefühl, das Priester und Poeten stets in mystischer Weise gedeutet haben, als Sehnsucht nach dem Ueberirdischen, nach Gott. Aber es ist die Sehnsucht nach dem Menschen, nach einem mitfühlenden, mitgenießenden Wesen; allein gibt es kein Glück auf Erden.

Als Peter das Schiff verlassen hatte und aus der Schiffshütte heraustrat, raschelte es im Grase. Er sah die schlanke Gestalt eines Mannes, die sich von der weißen Mauer des Hauses dunkel löste.

Gleich darauf ward ein leises Klopfen vernehmbar.

So, so, hatte das junge Dirndl auch schon einen Liebsten, der zu ihr Fensterln ging? War sie deshalb nicht zu Bett gegangen, weil sie auf ihn gewartet? Er zuckte die Achseln. Sie macht's wie die andern, was kümmert's ihn, 's Fensterln ist nun einmal Brauch in der Gegend und die Salzburger Leut' haben ihre eigene Moral.

Gleichwohl blieb er stehen und lauschte. Minuten vergingen, dann wiederholte sich das Klopfen lauter und ungeduldiger. Da faßte ihn Zorn über den Zudringlichen. Wenn es einst Sitte unter den ansässigen Bauersleuten gewesen war, daß Burschen und Mädels geliebelt und vorgekostet hatten, ehe sie sich geheiratet haben, heute ist's Unsitte und Verderbtheit. Gibt's denn hier noch einen Bauernstand? Nicht ein einziges Gehöft weit und breit, die Landflucht ist allgemein. Die jungen Leut kommen frühzeitig in die Stadt, als Lehrlinge, als Arbeiter, die Tauglichen werden assentiert. Wer einmal das Stadtleben gewöhnt ist, bleibt in der Stadt, der heiratet dort. Was hier ansässig ist, sind kleine Kaufleute und Handwerksmeister, die sich nach wohlhabenden Bürgerstöchtern umsehen. Ihre Gesellen aber sind Saisonarbeiter, die kommen und gehen, wer von ihnen meinte es ehrlich mit dem verwaisten Kinde, das von kleinauf in der Familie nur geduldet war und nun in unverantwortlicher Weise von ihr ausgebeutet wurde?

Und wieder ein Klopfen. — Die Maridei öffnet nicht — jetzt wollte er mit dem Burschen ein Wörtchen reden.

Rasch näherte er sich dem Hause.

Als der verliebte Jüngling ihn kommen hörte, sprang er aufwärts, um gleich darauf im Wald zu verschwinden.

Peter war ihm nahe genug gekommen, um ihn zu erkennen.

Es war der kleine Gottlieb, der Sohn des Schaufelmachers, der Don Juan des Ortes.

Peter suchte sein Lager auf. Es war spät und er war müde.

Es war noch sehr früh am Morgen, als das Geräusch eines Hobels ihn weckte.

Peter erinnerte sich, wie Fanni ihm mit großem Behagen erzählte, welch fleißigen Mann sie habe, der Extraarbeiten ausführe, ehe die Arbeit bei seinem Brotherrn beginne. Sollte er wirklich so zeitig dabei sein? — Er trat ans Fenster und sah hinaus. Ein feiner Nebel schwebte über der Landschaft, die Berge umhüllend. Die Sonne war noch nicht aufgegangen, wolkengleich wallten die dem Wasser entsteigenden Dünste über den See, alles verkündete einen schönen Tag.

Er sah auf die Uhr, es war vier Uhr.

Während er sich ankleidete, drangen die kreischenden Töne des Hobels von unten herauf unausgesetzt an sein Ohr.

Hans Hödelmoser hatte eine Abteilung der Schiffshütte sich zur Sommerwerkstatt eingerichtet und sein Tagewerk bereits begonnen.

Stark vorgebeugt arbeitete er bei seiner Hobelbank, und unter dem scharfen Hobel häuften sich die kleinen gelockten Holzteile, bis sie zu Boden fielen.

Hans Hödelmoser war für seine Jahre überschlank. Sein hübsch geformtes Gesicht war ebenso hager wie der übrige Körper, die dunklen Stoppeln seines Bartes, der wohl vierzehn Tage nicht rasiert war, gaben ihm ein krankhaftes, verwildertes Aussehen. Aber seine blauen Augen blickten gut und treuherzig. Verstand und Herzensgüte sprachen aus ihnen und nahmen sofort für ihn ein.

Er war ungewaschen und ungekämmt, nur mit Hemd und Unterhose bekleidet. Die Aermel seines zerfetzten und verschwitzten Hemdes waren hoch aufgekrempelt und zeigten muskulöse, magere Arme.

Er bot ein Bild maßloser Ueberarbeitung, das eines Menschen, der doppelt ausgebeutet und angetrieben wurde, von seinem Arbeitgeber und von seinem Weibe.

Mit Peter hatte er bisher nur kurze Worte gewechselt. Die geistige Ueberlegenheit des neuen Vetters schüchterte ihn ein, als er aber merkte, daß sich dieser nichts darauf einbildete und sich schlicht und brüderlich gab, faßte er Vertrauen zu ihm. Er war nur um einige Jahre älter als Peter, aber bereits seit zehn Jahren verheiratet, Vater einer großen Familie. Peter betrat seine Werkstatt und wünschte ihm fröhlich einen guten Morgen.

„Bist auch schon auf in aller früh?" fragte Hans ein wenig täppisch und reichte ihm die Hand, „ich hab' Dich g'wiß aufg'weckt, gelt, hätt'st g'wiß noch gern weiter g'schlafen, aber die Arbeit ist dringend".

„Extraarbeit?"

„Ja freilich; die Sommergäst' hätten immer a Arbeit für mich. Wenn ich nach Haus komm', lauern ihre Dienstboten schon auf mich, und da heißt's, nur gleich kommen, es ist so pressant, da stürzt man seinen Kaffee hinunter und fangt gleich wieder von vorn an. Na ja, wenn man im Sommer nicht was verdienen möcht, könnte man im Winter nicht leben mit der großen Familie, Du glaubst gar nicht, wie wir im Winter oft hungern, ganz schauderhaft."

„Wie lang wirst Du das so fortmachen können?" Hans zuckte die Achseln: „So lang man jung ist —"

„Alt wirst nicht bei der Plackerei," scherzte Peter.

Ueber das gefurchte Gesicht des Zimmerers flog ein Lächeln stolzen Bewußtseins: „Der Mensch hält schon was aus, mehr als man glaubt — und wenn nicht, na dann — dann kann man sich wenigstens keinen Vorwurf machen."

„Höchstens den, mein lieber Hans, daß man das Einzige, das unsereiner besitzt, das Kostbarste, seine Arbeitskraft, vorzeitig vergeudet. Hast Du darüber schon nachgedacht?"

„Nachdenken darf ich nicht," entgegnete Hans, scherzhaft abwehrend. Dann mit plötzlichem Ernst, fast heftig herausfahrend: „Wenn ich nachdenk', dann glaub' ich, ich muß verrückt werden."

Er hatte den Hobel gereinigt und setzte von neuem an. Peter lehnte am Pfeiler und sah durch die weite Oeffnung der Schiffshütte in den Morgen hinaus.

Die ersten Sonnenstrahlen beleuchteten die Gipfel des Zwölferkogels, die in einem zarten Rot erglänzten. Man hörte eine Zeitlang nichts als das Kreischen des Hobels. Dann fragte Peter plötzlich:

„Hast Du die Zeitungen gelesen, die ich Dir gestern gegeben hab'?"

„Ang'fangen hab' ich" stotterte Hans verlegen, aber ich bin zu müd' g'wesen, die Augen sind mir zug'fallen."

„Da weißt Du wohl gar nicht, was in der Welt vorgeht. Hast nichts gelesen von dem Krieg der Japaner, der Niederlage der Russen und wie dort durch die Fortdauer des absolutistischen Regiments, durch die Unzufriedenheit im Innern, die Revolution in Permanenz ist?"

„G'hört hab' ich schon davon, aber das ist so weit von uns."

„Und berührt uns doch so nahe."

„Und weiß man denn, ob auch alles wahr ist, was in den Zeitungen steht?"

Peter lächelte. Er fand dieses Mißtrauen begreiflich, aber die Vorsicht zuweit getrieben.

„Mein Lieber, wir leben in einer Zeit der großen Umwälzungen; die Ereignisse jagen einander, nichts bleibt uns unbekannt, der Telegraph durchflügelt die Welt."

„Ich möcht' schon gern unterrichtet sein, das kannst mir glauben," versicherte Hans, allmählich aus sich herausgehend, „aber nicht durch unser klerikales Blattl, das uns von Salzburg aus zweimal in der Wochen hereing'schickt wird". Peter lachte.

„Das kann ich Dir nachfühlen. Aber gibt's denn unter Euch keinen Arbeiter, der eine Wiener politische Zeitung hält?"

„Schon, schon, einer is da, manchmal erzählt er uns auch was davon, aber die Herren sehen's nicht gern, wenn wir während der Arbeit reden, und's Politisieren leiden 's schon gar nit."

„Und nach der Arbeit?"

„Da schaut jeder, daß er nach Haus kommt und nimmt den kürzesten Weg."

„Und am Sonntag im Wirtshaus?"

Hödelmoser lachte laut auf.

„Wenn ich am Sonntag ins Wirtshaus geh', dann nur mit der Trompete als Musikant. Da blas' ich vom Nachmittag an bis zum frühen Morgen, bis ich ganz damisch bin. Du kannst mir's glauben. Dafür krieg ich drei Gulden — ganz schön gezahlt, was? und's Trinken auch noch umsonst."

„Und das wird gehörig ausgenützt, was?"

„Man trinkt freilich — man muß trinken — aber man schwitzt's wieder aus."

Der Hobel kreischte stärker, griff tiefer — das Gespräch stockte. Peter ging auf und nieder und stellte sich wieder neben den Arbeitenden.

„Gib' mir Arbeit," sagte er plötzlich. „Ich möchte noch einige Tage hier bleiben, aber ich will nicht müßig sein. Jetzt wird überall die Grummet hereingebracht. Ihr habt Wiesen, ich kann mit dem Heumachen umgehen — also —"

Der Zimmerer lächelte ihm zu und meinte, es sei nicht viel da zum Heuen, der Vater habe die schönen Wiesen verkauft — nur da drüben in den Buchten hätten sie noch eine Wiese, aber diese sei feucht und sauer.

„Behalt ich die Kuh', muß ich das Futter kaufen," sagte er, und nach einer Pause in plötzlicher Bitterkeit: „Ach, es ist schon ein rechtes Elend auf dieser Welt!"

„Und doch denkt Ihr nicht daran, Eure Lage zu bessern."

„Was nützt das Denken," entgegnete er und seine sanfte Stimme klang erregt. „Was kann man denn machen? Sollen wir streiken, wie die Sozi? Das gibt's bei uns nicht — das hat bei uns keinen Zweck."

„Vielleicht doch, es bringt Euch einander näher, es lehrt Euch, für einander einzustehen, Eure Interessen gemeinsam zu fördern."

„Im Gegenteil, auseinander hat's uns 'bracht."

Er erzählte, wie in der Zeit, wo die Bahn und das große Hotel unten am See erbaut wurden, viele fremde Arbeiter hereingekommen waren, die hätten davon geredet und das Streiken einführen wollen, sie hätten sogar eine Versammlung einberufen, aber es sei nichts daraus geworden.

„Unsere Arbeitgeber und die Polierer haben sofort erklärt, jeder, der sich daran beteiligt, ist entlassen. Die Rädelsführer sind entfernt worden und sofort haben's frische Arbeiter aus Salzburg da g'habt, da ist denn gleich alles still g'west. Ich hab' mich überhaupt nicht beteiligt — ich geb' nix drauf — möglich, daß ich zu wenig davon versteh."

„Nix verstehst Du, aber zum Teufel, Du mußt es doch spüren, daß Du schlecht wohnst, daß Du schlecht ißt, daß Du eine zu lange Arbeitszeit hast, und trotz alledem nicht so viel verdienst, um Deine Familie anständig zu ernähren, und daß Du gezwungen bist, Deinen Arbeitstag zu verlängern, bis Du vor Erschöpfung zusammenbrichst — in jedem Nerv mußt Du's spüren, dazu brauchst Du keine Gelehrsamkeit, das sagen Dir Deine Knochen, das sagt Dir Dein Magen, die ganze Armseligkeit, die Dich umgibt, sagt Dir's, daß Du in schändlicher Weise ausgebeutet wirst und daß Deine Lebenshaltung ärger ist, als die eines Sklaven."

Hans hatte den Hobel hingelegt. „Ja, ich spür's," sagte er dumpf, „und es ist mir oft, als begingen sie an uns ein Verbrechen, nicht einer, nein, alle zusammen. — Jeder will reich werden, einer will an dem anderen verdienen, einer den anderen mißbrauchen, das geht so von oben bis unten. Die reichsten Bauherren wollen am billigsten bauen, die fangen schon beim Architekten zu handeln an — dem muß der Baumeister entgegenkommen, aber sehr, er muß schmieren, sonst kriegt er den Bau überhaupt nicht — dafür will er sich an den Lieferanten schadlos halten. Aber die können sich auch noch auf die Hinterfüß' stellen, und so geht's schließlich an uns aus, an uns wollen sie alle verdienen, wir sind wehrlos, wir müssen kuschen" — und als er merkte, daß Peter erwidern wollte, fuhr er, der Sanftmütige, gegen ihn auf.

„Was willst denn machen, wenn die, die die Macht haben, sich gegen Dich vereinigen, wenn sie's drauf anlegen, Dich herunterzudrücken. Das tun sie, das dürfen sie — und das ist — überall so — überall — und das geht so fort — und wird immer so sein."

„Nein, das geht nicht so fort," entgegnete Peter ruhig aber entschieden, „und es wird auch nicht immer so sein, denn das Proletariat wird sich diese Rechtlosigkeit nicht länger gefallen lassen. Ihr in den Dörfern steht weit zurück, in den Städten, in den kleinsten Fabrikorten selbst, haben es die Arbeiter längst begriffen, sie haben eine tiefere Einsicht bekommen, sie wissen, daß eine Umgestaltung im Werden ist, wie sie die Welt noch nicht gesehen, um einen gerechteren Zustand, eine höhere Kultur herbeizuführen. Sie sind die Kämpfer dafür. Der Bund ist geschlossen, er reicht über die ganze Welt. Immer neue Kampfgenossen strömen herzu, immer mehr.

Zwei Klassen stehen sich feindlich gegenüber, die der Ausbeuter und der Ausgebeuteten, die es, dank unserer technischen Fortschritte nicht mehr sein müßten. So steht auf Seite der Arbeiter die Wissenschaft und das Recht und, sobald sie das begriffen haben, auch die Macht. Sie sind die Stärkeren, sie sind die Mehrzahl, und sie kämpfen für den Fortschritt der Menschheit."

Peter hatte ruhig, ohne Emphase gesprochen, aber seine Augen erglänzten in einem inneren Feuer.

Hans pochte das Herz. Neues, Unerhörtes hatte sich ihm enthüllt, das sich mit scharfen Krallen in ihn hineinbohrte, aber die Zuversicht fehlte.

„Ich erleb's nicht," keuchte er, „einmal, einmal kann es so kommen — aber jetzt — ein Irrtum ist's — wir können nicht mit, wir können nicht rebellieren, so lang sie die Macht haben, uns hungern zu lassen. Der Hunger ist gräßlich, und sie wissen, trockenes Brot ist besser als gar keines".

Die Glocken zur Frühmesse erklangen.

„Dreiviertel auf Sechs," flüsterte er, indem er nunmehr gewohnheitsmäßig ein Kreuz schlug. Er warf den Hobel hin. Er war noch ungewaschen, hatte noch nicht gefrühstückt.

„Adie." Er stürzte hinaus und dem Hause zu.

Peter sah ihm gedankenvoll nach.

„Seltsam," murmelte er.

Er fand es aufs neue bestätigt, daß gerade diejenigen, denen es am schlechtesten geht, die unter dieser Gesellschaftsordnung am meisten zu leiden haben, am schwersten für eine Aenderung zu gewinnen sind.

(Fortsetzung folgt.)

Urteilstäuschungen.

Von Hans Schmidkunz.

Ueber die „Tücke des Objektes" wird viel geklagt. Ueber die „Tücke des Subjektes" gibt es kaum weniger zu klagen, nur daß wir uns dieser Störungen weit weniger bewußt werden. Sei es Eitelkeit oder sonst eine Ursache: wir meinen gern, daß eine Sache „da draußen" nicht stimmt, während sie tatsächlich nur eben „da drinnen" nicht stimmt. Wir geben zu, daß wir uns häufig über einen Tatbestand täuschen, und geben schon das meist nur mit saurer Miene zu. Daß wir aber dabei recht wenig originell sind und geradezu ganz typischen Störungen unterliegen; daß dadurch die Bilder, die wir uns von unserer Welt machen, und die Handlungen, mit denen wir in die Welt eingreifen, verfälscht werden — in einer stets wieder sehr gleichmäßigen Weise: das geben wir nicht gern zu.

Wenn wir aber einsehen, wie die Verhältnisse in Wirklichkeit liegen, dann geben wir auch eher unseren Anteil daran zu, und dann sind

wir auch eher bereit, uns zu verbessern und sowohl uns wie die anderen vor üblen Folgen zu behüten, die aus solchen Verfälschungen entstehen können. Dazu soll denn auch der Versuch helfen, uns über derartige Täuschungen wenigstens nach einigen Seiten hin zu verständigen.

Im Verkehre mit der Außenwelt gilt es vor allem die Tätigkeit unserer Sinne; Ohr und

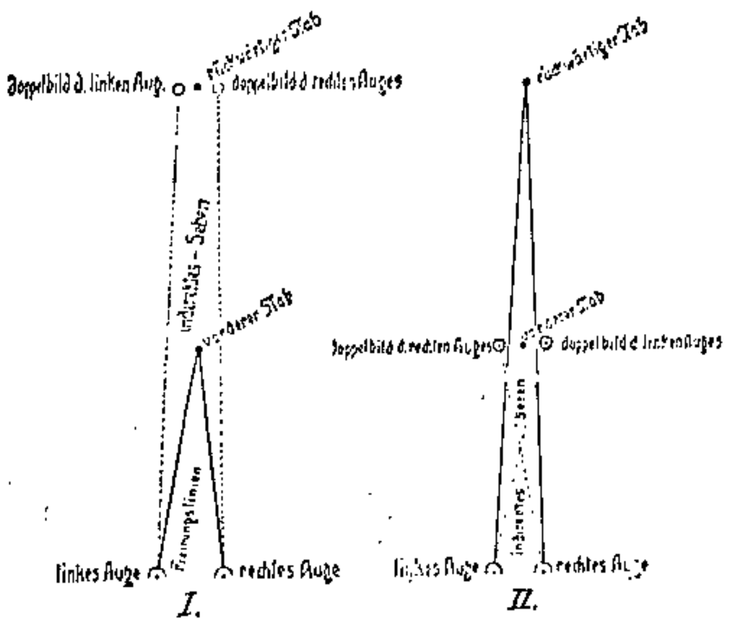

Fig. 1.

Auge, Geruch und Geschmack, Tastsinn und vielleicht auch noch sonst ein Sinn müssen das ihrige in möglichst naturgemäßer Weise leisten. Sodann aber gilt es auch den Gebrauch, den unser Geist von diesen Darbietungen der Sinne macht; zunächst also das Urteil, mit welchem wir das Dargebotene deuten, und weiterhin u. a. die Gefühle und Handlungen, mit welchen wir dazu persönlich Stellung nehmen. Dort wie hier können wir der Außenwelt entweder gerecht werden oder aber ihr eine Ungerechtigkeit antun, ihr also ein durch die Tücke des Subjektes gefälschtes Bild unterschieben. Wie sich demnach Sinnestäuschungen und Urteilstäuschungen unterscheiden, läßt sich an einfachen Beispielen zeigen, auch wenn über verwickeltere Beispiele die Gelehrten uneinig sein mögen.

Haben wir in die grelle Sonne geschaut und tragen wir nun einige Zeit noch ihr „Nachbild" in unserem Auge herum, so ist unser Urteil nicht

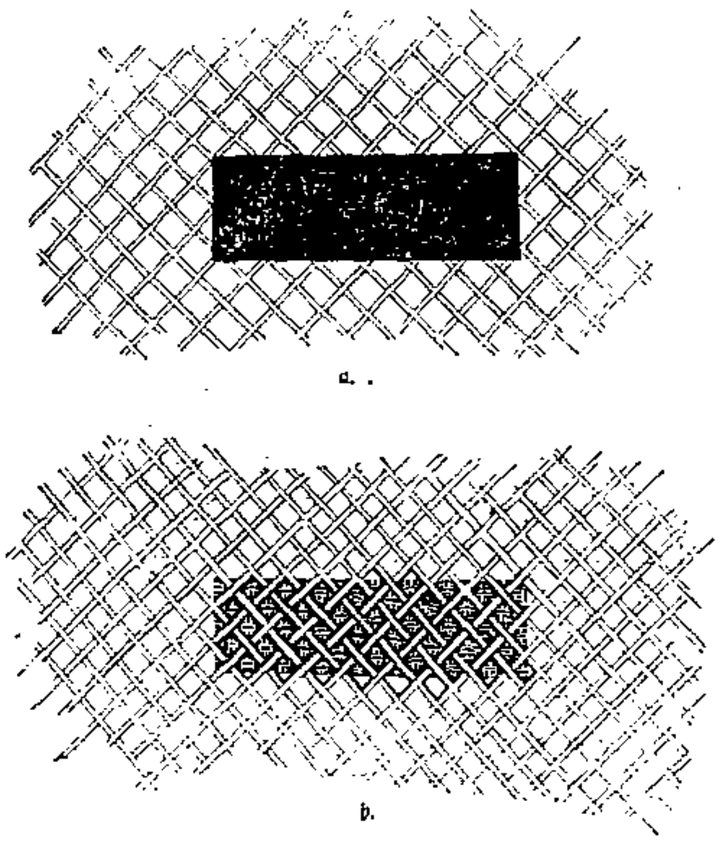

Fig. 2.

im geringsten gestört; vielmehr sind wir sicher, daß nur das Auge den Eindruck, den es bekommen hat, noch weiter verarbeitet. Nicht im Geringsten fällt uns ein, den weißen Fleck, den es jetzt an eine dunkle Wand „wirft" oder „projiziert", für die wirkliche Sonne zu halten. Wenn wir hingegen die Drehung der Erde um sich selbst (während eines Tages und einer Nacht) bestreiten, weil wir sie nicht unmittelbar spüren; und wenn wir den scheinbaren Gang der Sonne von Ost nach West für eine wirkliche Bewegung halten: dann ist unser Urteil ebenso zu einem Irrtume verleitet, wie wenn wir in einem sanft bewegten Eisenbahnzuge den ganz ruhig daneben stehenden Zug für bewegt und den unsrigen für ruhend halten.

Ein paar bequeme Experimente führen uns noch deutlicher in die Verhältnisse ein. Zu dem ersten Versuche brauchen wir keine anderen Hilfsmittel, als unsere beiden Zeigefinger und etwa, falls wir uns die Sache noch erleichtern wollen, ein weißes Schnitzelchen Papier oder irgend ein sonstiges auffallendes Körperchen, das wir auf den einen Finger kleben.

Nun halten wir diesen einen Finger (den wir nötigenfalls beklebt haben) in einer Entfernung von ungefähr 20 Zentimetern oder etwas weniger vor unsere Augen. Außerdem strecken wir den Finger der anderen Hand hinter dem ersten empor, ungefähr vierzig Zentimeter oder etwas mehr von unseren Augen entfernt. Jetzt richten wir den Blick unserer beiden offenen Augen, nicht etwa nur eines einzigen, fest auf den näherstehenden Finger (eventuell auf das ihm aufgeklebte Körperchen).

Sodann geben wir uns die kleine Mühe, trotz der festen Betrachtung oder der „Fixierung" des näheren Fingers doch auch den weiter abstehenden Finger zu sehen — immer wieder unverrückt den Blick auf jenen gerichtet. Da haben

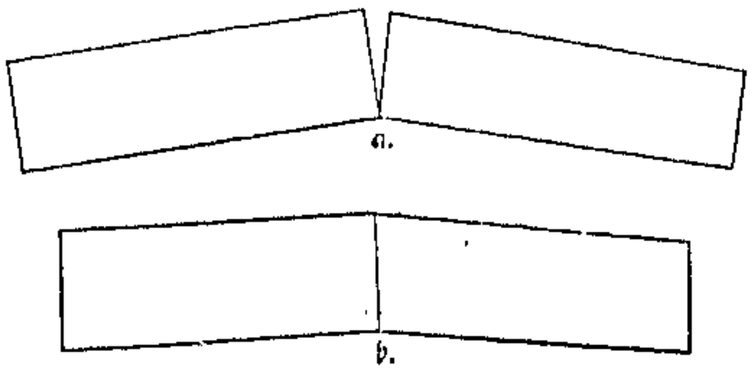

Fig. 3.

wir nun den zweiten Finger nicht als den einen vor uns, der er in Wirklichkeit ist, sondern als zwei: das eine Bild erscheint rechts, das andere links. Wir sehen den Finger doppelt, obwohl wir ganz nüchtern sind und sehr wohl wissen, daß sonst nur dem stark Angeheiterten eine derartige „Tücke des Objektes" passiert, über deren Subjektivität höchstens er selbst während eines solchen Zustandes im Zweifel sein kann.

Hier hat uns also, solange wir nüchtern sind, nicht unser Geist, sondern unser Auge den merkwürdigen Streich einer Verfälschung des Objektes gespielt. Keine Urteilstäuschung, sondern eine Sinnestäuschung! Sind wir dagegen so wenig nüchtern, daß wir die vor uns tanzenden Objekte für einen doppelten Reigen halten, dann allerdings hat sich auch eine geistige Täuschung eingestellt.

Welcher Art der Streich ist, den unser nüchternes Auge spielt, erkennt man leicht aus folgender Abänderung des Versuches. Nachdem wir nämlich beide Augen auf den ersten Finger gerichtet und den zweiten doppelt gesehen haben, rechts und links von dem ersten, schließen wir (wenn unser Lidmuskel so geschickt ist, oder wenn uns jemand dabei hilft) das rechte Auge, behalten aber sonst die ganze Situation unverändert bei. Sofort ist von den beiden Bildern des rückwärtigen Fingers das rechtsgelegene verschwunden, während das linksgelegene bleibt. Oeffnen wir dann wieder das rechte, schließen aber das linke Auge, so verschwindet von jenen beiden Bildern das linksgelegene und das auf der rechten Seite bleibt.

Unbequem kann immerhin das Schließen des einen und des anderen Auges werden, wenn man die Finger nicht frei hat. Wen das stört, der mag statt der Finger zwei Stäbchen benützen, die er in gleicher Weise hintereinander aufstellt, vielleicht wieder mit einer auffallenden Markierung des einen Stäbchens.

Noch eine Variation des Versuches erleichtert uns sein Verständnis. Wir „fixieren" mit dem Blicke der beiden offenen Augen nicht den vorderen, sondern den rückwärtigen Finger. Dann sehen wir den vorderen in zwei Bilder zerlegt, also doppelt, und zwar abermals mit einem Bilde rechts, einem anderen links. Wenn wir jetzt das rechte Auge schließen, so ver-

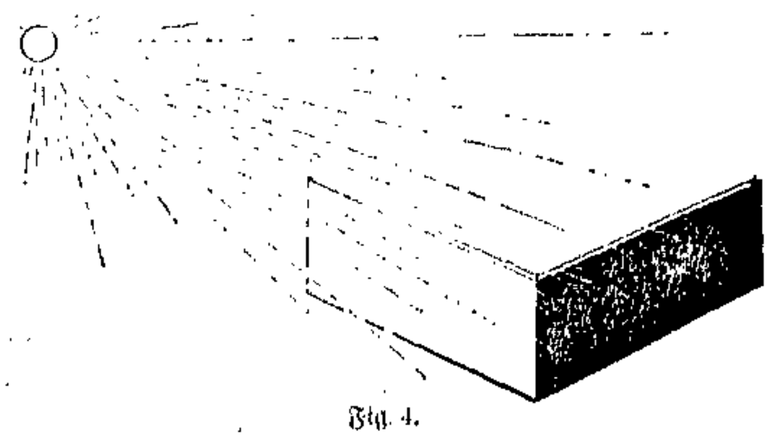

Fig. 4.

schwindet nicht das rechte Fingerbild, sondern das linke; und schließen wir das linke Auge, so verschwindet das rechte Fingerbild.

Die Erklärung der „Doppelbilder" überhaupt ist wahrlich nicht schwer. Wir haben ja zwei Augen und nicht eines. Jedes von ihnen bekommt aus der Außenwelt ein eigenes Bild, und wir haben also von dieser bei offenen und gesunden Augen stets zwei Bilder. Selbstverständlich hat es die Natur so eingerichtet, daß wir für gewöhnlich diese beiden Bilder als ein einziges sehen; ansonst würde ja unsere Gesichtswelt einfach zum „Verrücktwerden" sein — im zweifachen Sinne des Wortes. Also gehen wir gleichsam mit einem Cyklopenauge herum, sehen trotz zweier Augen einfach und müssen künstliche Situationen herstellen, um der Sache so auf den Grund zu gehen, wie es die angegebenen Versuche ermöglichen.

Daß diese nur eben eine künstliche Abweichung vom Normalen bedeuten, erkennen wir besonders gut aus folgender Variation des Versuches. Wir fixieren nach wie vor den einen Finger oder Stab — sei es der nähere oder der fernere. Während wir nun den anderen doppelt sehen, rücken wir ihn allmählich an den

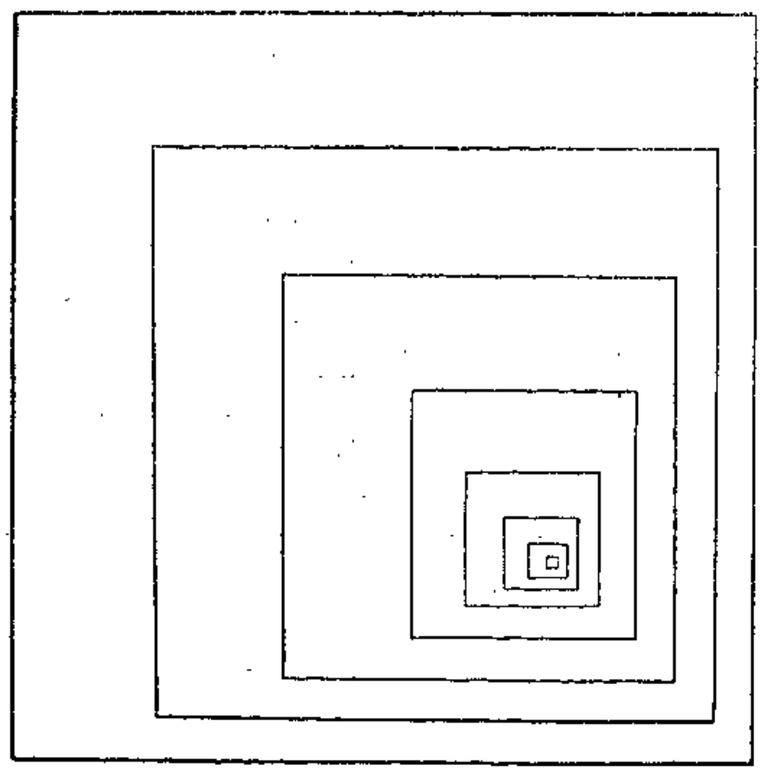

Fig. 5.

fixierten heran. Da rücken auch die beiden Bilder einander immer näher und sind endlich, sobald die Finger oder Stäbe zusammenstehen, in eines zusammengerückt. Sobald wir nun wieder mit dem Finger oder Stab von dem Fixationspunkte wegwandern, tritt auch das eine Bild auseinander, und der Abstand zwischen beiden Bildern vergrößert sich mit dem Abstande des bewegten Fingers oder Stabes von dem ruhenden.

Woher kommt jedoch die merkwürdige Erscheinung, daß beim Schließen eines Auges bald das gleichseitige Bild, bald das ungleichseitige verschwindet? Daß also die Doppelbilder bald „ungekreuzt“ und bald „gekreuzt“ sind? Fixieren wir den uns näheren Finger, so sieht unser rechtes Auge rechts hinter dem fixierten Finger den nicht fixierten und schafft sich rechts von dem ersteren das eine Bild des letzteren; das linke Auge sieht links hinter dem fixierten Finger den nicht fixierten und schafft sich links von dem ersteren das andere Bild des letzteren.

Zeichnen wir (Fig. 1, I) auf dem Papier mittels zweier Halbkreise die beiden Augen und in einiger Entfernung davon mittels zweier hintereinanderliegender Punkte die beiden Finger oder Stäbe, so können wir durch zwei Linien von den Augen zum vorderen Punkte das Fixieren andeuten. Außerdem zeigt eine Linie vom rechten Auge zum rückwärtigen Punkte das „indirekte“ Sehen des entfernteren Fingers auf der rechten, und ebenso eine Linie vom linken Auge zum rückwärtigen Punkte das „indirekte“ Sehen des entfernteren Fingers auf der linken Seite. Nun sehen wir aber diesen, wie der Versuch zeigt, nicht einfach, sondern zweifach und müssen deshalb in der Zeichnung

Bauerntanz. Nach einem Gemälde von Othmar Ruzicka.

den rückwärtigen Punkt zweifach darstellen — das rechte Punktbild etwas weiter rechts, das linke etwas weiter links von der Mitte, so daß zu jenem Bilde die Linie vom rechten Auge aus etwas weiter nach rechts verläuft, zu diesem Bilde hinwider die Linie vom linken Auge aus etwas weiter nach links.

Wenden wir unsere Ueberlegung und Zeichnung auf den zweiten Fall an, in welchem nicht der vordere, sondern der rückwärtige Finger fixiert und der vordere nur indirekt gesehen wird, so können wir uns die „Kreuzung" der beiden Bilder ebenso klar machen (Fig. 1, II). Indessen wird es vermutlich dem Leser Spaß bereiten, sich diese Erklärung selber durchzuführen, und wir können sofort zu dem Ziele weiterschreiten, wegen dessen wir so lange beim „Doppeltsehen" verweilt sind.

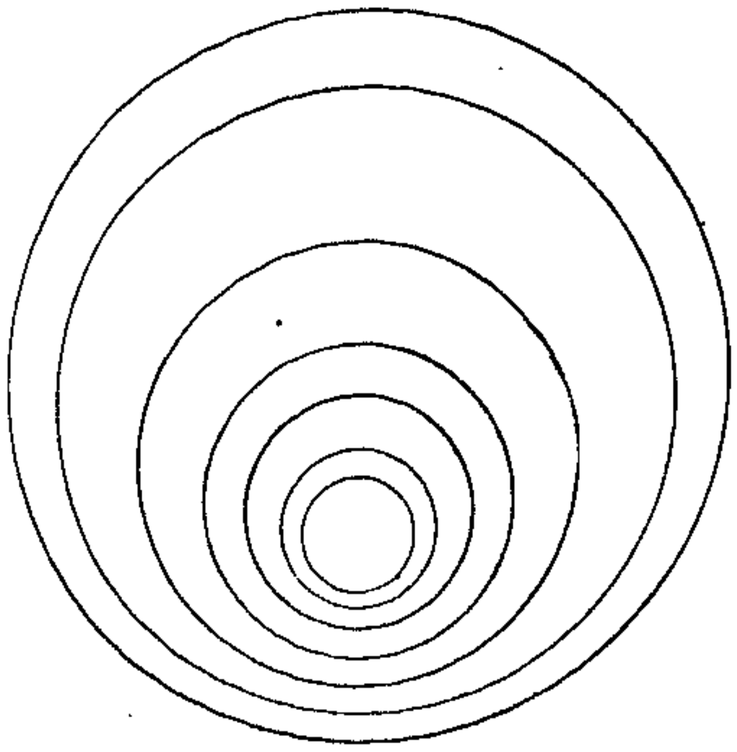

Fig. 6.

In all diesen Versuchen gehen also die merkwürdigen Erscheinungen auf das Sinnesorgan zurück, und unser Urteil läßt sich von ihm durchaus nicht beeinflussen. Nur fragt es sich, ob wir mit ebenso gutem Rechte von einer „Täuschung" des Sinnes sprechen können, wie wir von einer Sinnes- und nicht Urteilssache sprechen. Das Auge selbst irrt nicht, gibt uns vielmehr nur getreulich seine Eindrücke wieder; und lediglich, wenn wir diese ungeprüft der Außenwelt zuschreiben, kann sich ein Irrtum einstellen.

Aber nun weiter! Oft schon wurde nach Tisch eine hübsche Spielerei gemacht: Der dritte Finger der Hand wird über den zweiten hinübergekrümmt, und in der Spalte, die nun dazwischen liegt, wird ein kleines Kügelchen Brot hin- und hergerollt. Da spüren wir statt eines Kügelchens deren zwei und spüren dies sowohl, wenn wir hinblicken, wie auch, wenn wir wegschauen. Halten wir dagegen die beiden Finger gerade, ungekrümmt, und rollen das Kügelchen in der Zwischenspalte hin und her, so ist das „Doppelbild" verschwunden, und wir spüren nur mehr einen Eindruck.

Die Erklärung ist zunächst die gleiche wie beim zweiäugigen Sehen. Auch das Kügelchen bereitet uns zwei Eindrücke, mögen die zwei Finger so oder so stehen. Nur vereinigen sich die beiden Eindrücke in dem einen, dem gewohnten Falle zu einem einzigen Eindruck; in dem anderen, dem ungewohnten Falle, fehlt uns eben die Geschicklichkeit zu dieser Vereinigung.

Hier kommt also zu dem, was man Sinnestäuschung nennt, auch noch das hinzu, was man eine Urteilstäuschung nennen kann. Das Merkwürdigste dabei ist aber, daß wir diesen Irrtum zwar schließlich doch noch überwinden, wenn wir hinschauen und ganz deutlich das eine Kügelchen, kein zweites, wahrnehmen. Allein selbst dann bleibt noch jener Doppeleindruck bestehen; und lassen wir ohne eigenes Schauen mit uns experimentieren, so beantworten wir die Frage, wieviel Kügelchen es seien, höchstwahrscheinlich mit dem klar und bestimmt ausgesprochenen Irrtum, es seien zwei.

Noch schlagender wirkt eine andere Spielerei auf dem Gebiete des Tastsinnes, die gleichfalls gut bekannt ist. Nimmt man einen Zirkel, dessen Spitzen ein wenig auseinanderstehen, und setzt ihn sich oder jemandem Anderen auf verschiedene Stellen der Haut, so spürt der so Berührte zwar an manchen Stellen deutlich die beiden Spitzen, an anderen Stellen jedoch nur eine. Fährt man mit dem Zirkel von einer solchen, weniger „empfindlichen" Stelle langsam weiter zu einer „empfindlicheren", so scheint er sich allmählich zu öffnen und zu erweitern. Setzt man ihn seitlich auf die Wange, und führt ihn über die Lippen hinüber zur anderen Wange, so hat der so Betastete das Gefühl, als würde ihm ein Schnurrbart eingezeichnet.

Wieder ist's wie früher: Der Sinn, das heißt hier die Haut als Tastorgan mit ihrer von Stelle zu Stelle verschiedenen Aufnahmefähigkeit, verleitet uns zu einem falschen Urteil; und nur die Mitbenützung eines anderen Sinnes, das heißt das Hinschauen oder eine sonstige Kenntnis des Zusammenhanges, läßt das Urteil berichtigen.

Was man gemeiniglich als „Halluzination" bezeichnet, ist zunächst eine reine Sinnestäuschung. Wir sehen oder hören, wir spüren oder riechen oder schmecken etwas, das nicht vorhanden ist — sei es, daß wir eine Stimme rufen hören oder alles bitter schmecken. Sind wir uns über das Halluzinatorische daran klar, das heißt halten wir es nicht für Wirklichkeit, so haben wir die Versuchung zum irrigen Urteil überwunden; ansonst hat sich die Urteilstäuschung siegreich behauptet und erweist uns, wenn wir unüberzeugbar dabei bleiben, als geistig (das heißt hier: im Gehirn) erkrankt.

Anders aber, wenn wir etwas sehen usw., das tatsächlich vorhanden ist, es aber unberechtigt deuten. Allbekannt ist der Fall, daß ein im fahlen Licht flatterndes Gewand für eine bewegte Gestalt, etwa gar für ein Gespenst, gehalten wird. Hier sehen wir erstens im Gegensatze zu den vorigen Fällen einen wirklich vorhandenen Gegenstand, sehen aber zweitens in Uebereinstimmung mit den vorigen Fällen auch manches, das nicht vorhanden ist, wie z. B.

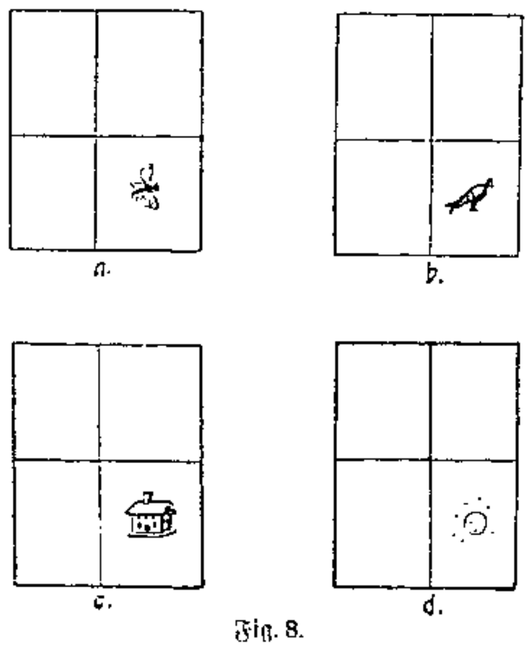

Fig. 8.

runde Körperformen, wo tatsächlich nur etwa eckige da sind, und machen drittens mit unserem Urteil eine Erscheinung daraus, die in der Wirklichkeit fehlt. Man spricht hier von einer „Illusion".

Ein wenig bekanntes, sehr hübsches und leicht zu schaffendes Beispiel für eine Illusion, das man teilweise auch als eine Hallucination auslegen kann, ist folgender Versuch (Fig. 2). Wir nehmen ein deutlich gemustertes Strohgeflecht, wie es sich z. B. an Rohrstühlen findet. Auf den mittleren Teil des Geflechtes legen wir ein Stückchen schwarzen Samt, mit regelmäßigen oder wohl besser mit unregelmäßigen Rändern (a). Natürlich sehen wir dann das Geflecht nur neben, nicht unter dem Samt, der ja den Blick nicht durchläßt.

Nun begeben wir uns mit dem gesamten Apparat in eine dunkle Zimmerecke — falls wir es nicht bequemer haben, das Zimmer oder wenigstens unser Versuchszeug zu verdunkeln. Jetzt ist es uns, als leuchtete das Rohrgeflecht durch den Samt hindurch, so daß wir es also in seiner ganzen Ausdehnung vor uns haben, wie wenn der Samt gar nicht darauf läge (b). Die klare Einsicht, daß dies nicht mit der Wirklichkeit stimmt, vermag nichts gegen den sich aufdrängenden Eindruck. Wieweit jedoch daran der Sinn, also das Auge, wieweit das Urteil, und wieweit eine Produktion durch „Phantasie" beteiligt ist, mögen Fachleute erörtern — voraussichtlich zugunsten der Phantasie.

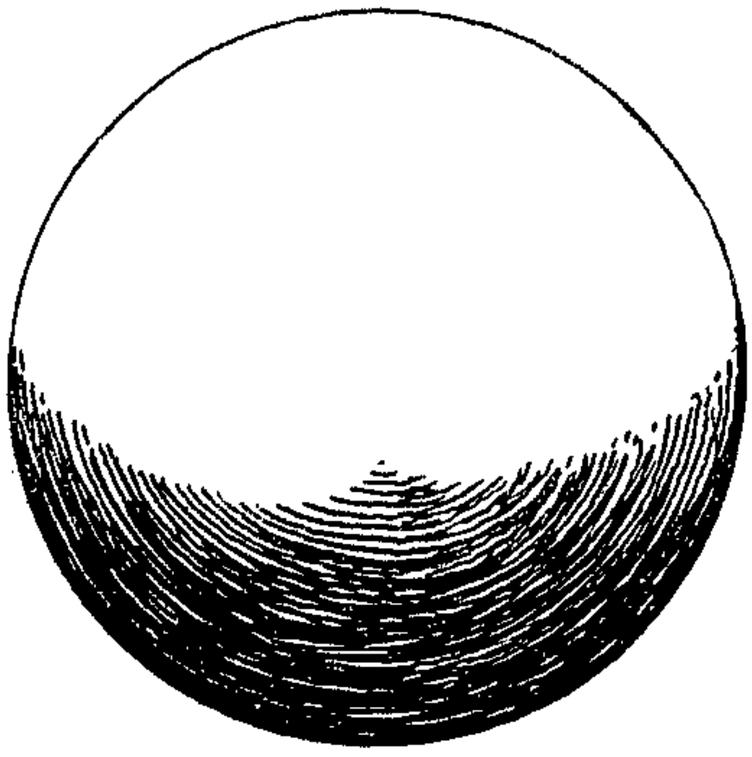

Fig. 7.

Jedenfalls war in allen bisherigen Beispielen der Sinneseindruck gegenüber der Wirklichkeit durch die Eigenart der Situation verändert, so daß nirgends rein von Urteilstäuschung zu reden ist. Dazu haben wir vielmehr ein Recht nur dann, wenn es sich um keine solche Veränderung handelt, sondern lediglich um unsere Auslegung der gegebenen, unveränderten Sachlage. Der Turmwächter hält den mit rotem Schein aufgehenden Mond für eine Feuersbrunst: d. h. er irrt über das, was er sieht; und nur wenn ihm seine Einbildung etwa die Umrisse eines brennenden Hauses hineinzaubert, hat er eine Illusion.

Interessante Beispiele für die Macht der Auslegung ohne Eingriff in die Materie des Eindruckes ergeben sich durch eine besondere Gruppe von Spielereien. Wir zeichnen (Fig. 3a) zwei Rechtecke, die beinahe in einer geraden Linie breit vor uns liegen und in der Mitte so zusammenstoßen, daß nur ein schmales Dreieck sie trennt; oder auch (Fig. 3b) zwei Parallelogramme, die fast Rechtecke sind und in der Mitte gänzlich zusammenstoßen. Bei längerer Betrachtung scheint das ganze Gebilde nicht mehr in der Ebene der Zeichnung zu liegen, sondern entweder in der Mitte aus ihr heraus uns entgegen- und an den Seiten zurückzutreten oder umgekehrt an den Seiten heraus- und in der Mitte zurückzutreten. Ob wir das Gebilde beliebig so oder so sehen, hängt von unserer Bemühung und Uebung ab, der allerdings auch die Gunst des sogenannten Zufalles entgegenkommen kann.

Wir erweitern diesen Versuch folgendermaßen (Fig. 4). Ein Karton (zur Not eine Visitenkarte) wird in der Mitte gebrochen und vor uns aufgestellt, mit der ausspringenden Kante uns zugewandt. Links davon befindet sich eine (natürliche oder künstliche) Lichtquelle. Diese beleuchtet die linke Seite des Kartons und läßt seine rechte Seite in einem mehr oder minder tiefen Schatten. Nun benützen wir

unsere frühere Bemühung oder Uebung dazu, daß wir den Karton so betrachten, als sei die Bruchkante uns nicht zu-, sondern abgewendet, so daß der Karton von außen nach innen zurückzuspringen scheint. Sobald diese Umkehrung, diese „Inversion", gelungen ist, erscheint uns die rechte Seite, die nach wie vor dunkel bleibt, nicht mehr als beschattet, sondern als grau oder schwarz bemalt, und die nach wie vor helle linke Seite nicht mehr als beleuchtet, sondern als glänzend angestrichen, sozusagen lackiert.

Lassen wir die Lichtquelle nicht von links, sondern von rechts einfallen, so wiederholt sich das Spiel, nur im entgegengesetzten Sinne. Und ebenso ist es, wenn wir den Karton, statt mit ausspringender, vielmehr mit einspringender Kante vor uns aufpflanzen.

Nochmals versuchen wir es mit dem Zeichnen (Fig. 5). In ein größeres Quadrat wird ein etwas kleineres eingezeichnet, in dieses ein noch kleineres und so noch eines oder das andere, bis zu einem Punkte. Dann haben wir den Eindruck, als blickten wir entweder eine uns mit der Spitze entgegenstehende Pyramide von oben an, oder aber, als blickten wir umgekehrt von unten in eine hohle Pyramide hinein, deren Spitze von uns abliegt. Je nach Geschicklichkeit können wir den Eindruck beliebig „umspringen" lassen. Am besten gelingt es, wenn die Quadrate etwas nach der Seite verschoben, nicht genau konzentrisch sind, und wenn wir ihre gleichliegenden Ecken durch Linien (ausgefüllte oder wohl besser punktierte) miteinander verbinden.

Ebenso zeichnen wir (Fig. 6) mehrere Kreise ineinander, die wieder zweckmäßigerweise gegeneinander verschoben sind und mit einem Punkt inmitten schließen. Dann sehen wir entweder einen mit der Spitze auf uns zulaufenden Kegel von oben, oder aber einen uns abgewendeten Hohlkegel von unten. „Umspringen" in gleicher Weise.

Wiederum erweitern wir den einen oder den anderen Versuch. Ein Kegel steht mit der uns zugewendeten Spitze vor uns und wird von links beleuchtet, so daß er rechts beschattet ist. Phantasieren wir ihn als entgegengesetzt gerichtet, so verwandelt sich der Schatten in Färbung, die Beleuchtung in lackartigen Glanz. Und so in alle Variationen weiter.

Wer ein besonders raffiniertes Experiment wagen will, zeichnet (Fig. 7) einen Kreis mit verschobenem Mittelpunkt und schraffiert ihn auf der einen Seite so, daß diese allmählich ins Helle verlaufende Schraffierung als Schatten erscheinen kann. Denkt man sich nun das Ganze auf uns zulaufend und das Licht von der anderen Seite kommend, so wird der Eindruck des Schattens sehr anschaulich sein; ebenso, wenn das Ganze von uns weggerichtet ist und das Licht hinwider von der entgegengesetzten Seite kommt. Im umgekehrten Falle verwandeln sich wieder Schatten und Licht in dunkle und helle Farbe. Hierher gehören auch die zahlreichen „Treppenmuster", „Würfelmuster" u. dgl., die man entweder von der einen oder von der anderen Seite aus deuten kann.

Auf anderen Sinnesgebieten, als auf dem des Gesichts, wird ähnliches möglich. Wir fahren nach vorwärts und phantasieren ein Rückwärtsfahren; in das Stampfen des Wagens legen wir diesen oder jenen Rhythmus hinein – und was derlei Phantasiespiele mehr sind, die jedermann leicht vermehren kann.

Noch direkter haben wir Urteilstäuschungen vor uns, wenn wir räumliche oder zeitliche Größen abschätzen. Wie hoch reicht ein an die Wand gestellter Hut? Wann ist eine Minute vergangen? u. dgl. m. Auch derartige Unterhaltungen sind nicht neu. Ebenso wenig die Erfahrung, daß ausgefüllte Strecken im allgemeinen länger erscheinen, als leere. Weniger geläufig dürfte die Ueberschätzung des Kleinen sowie die Unterschätzung des Großen sein – und noch weniger die Achtung darauf, daß der Musiker geneigt ist, kurze Noten zu verlängern, lange zu verkürzen.

Auf einer Fensterscheibe befindet sich ein Fleck. Deuten wir ihn als eine Fliege, so scheint er gleich nahe zu sein, wie die Scheibe, und erscheint verhältnismäßig klein. Deuten wir ihn als einen Vogel, so scheint er weiter entfernt zu sein (also draußen zu fliegen oder zu sitzen) und erscheint verhältnismäßig groß. Deuten wir ihn als ein Häuschen, so sehen wir ihn weit hinaus in die Landschaft versetzt und entsprechend umfangreich. Oder wir phantasieren ihn gar als den großen Mond am Rande des Horizontes. Grund: wir kennen die scheinbare Verkleinerung der Gegenstände mit der wachsenden Entfernung (und umgekehrt) und erfassen danach das Gesehene je nach seiner Auslegung.

Auch dies können wir uns auf dem Papier vorzaubern (Fig. 8). Wir zeichnen ein Fenster und auf einer seiner Scheiben eine Fliege (a); zeichnen dann wieder das Fenster und darauf einen genau gleich großen Vogel (b); ebenso ein Häuschen (c); ebenso den Vollmond (d). Das erste Bildchen erscheint am wenigsten, das letzte am meisten entfernt; und bei geschickter Zeichnung sowie bei lebhafter Phantasie wächst wohl auch die scheinbare Größe des Bildchens in eben dieser Reihenfolge an.

Aus alledem erkennen wir im Bereiche sinnlicher Eindrücke unser Urteil so sehr als beeinflußt von den verschiedensten objektiven und subjektiven Stücken, daß wir allen Grund haben, fortwährend auf der Hut zu sein.

Erdbeben.*)

Von Ernst Kreowski.

Vom Firmamente
Holt mir einen Kometenschweif,
Daß meiner Freude
Als Riesenfackel er leuchte!
Denn ich bin ein Mensch,
Geboren vom Weibe:
Der Erde erkenntlicher Sohn!
Drum preis ich dich, mein Heimatsplanet
Und küsse dankbar beglückt
Den Faltenwurf deines Gewandes!

Nicht kalt, nicht selbstisch und neidig
Wie unser Pygmäengeschlecht,
Das dich bewohnet,
Ist dein Wesen und dein Sinn.
Sondern gleich einer Mutter
Unerschöpflich an Güte
Beschenkst du, die gehorsam dir
Und, die inständig verehren dich.

Mir, du treuste Gebärerin
Gabst du unendlich viel.
Wenn des Dichters Genius mir eigen:
Wem dank ich's, als dir?!
Wem der Sinne Beflüg'lung,
Göttergleich zu erheben mich?!
Wem Mitleid und Liebe
Für alle Bedrängten?!
Wem den Mut und die Kraft,
Zu kämpfen für ärmrer Gefährten
Lösung vom Sklavenjoch,
Daß einst auch sie
Würdig tragen ihr Haupt?!
Dies alles gabst du mir:
Und meiner Seele vom Feuer,
Das in unerforschlicher Tiefe du hegst,
Die wärmende heilige Glut!

Hellseherisch dringt mein Auge hinab,
Viel tausend Meilen hinab
In purpurne Gründe:
Wohin die Meere ergießen sich,
Wo du im Werkstattqualm und Rauch
Entsetzlichen Tod, doch auch
Verjüngtes Leben bereitest.

Dort, im Aufruhr der Elemente,
Die, enggepreßt in qualvoller Haft
Erlösung heischend sich fressen:
Dort gebierest die Freiheit du!
Jach seh ich und gleißend ihr Fanal
Den Kratern deiner Vulkane entsprühn,
Seh' Blöcke glasig erhitzten Gesteins
Aus Aschenkegeln wolkenan sausen,
Seh' schwärzlichen Schlamm und Lavagüsse
Hoch, sengend in furchtbarer Eile
Springen zu Tal!
Blutströme deuchten sie mir: — —
Wie stets ja sein Herzblut vergoß,
Wer für Befreiung gekämpft...

Heiß faucht dein Atem mich an!
Donnermusik und Blitzgeknatter
Betäuben mein Ohr, es zittert der Boden
Wellig unter den Füßen mir – –
Ha, du tanzest Mutter Natur!
Du tanzest mit mir, du tanzest
Mit all deinen ungeratenen Kindern,
Die friedlos seit Anbeginn her
Sich im mörd'rischen Bruderzwist
Gleich Bestien um die Beute zerfleischen...

Das ist, o Erde, dein Karneval!

Einst, nach Billionen von Jahren vielleicht,
Da muß dein größter dir erscheinen:
Da wird sie gekämpft, die Cyklopenschlacht,
Getanzt der letzte wildeste Reigen!
Dann werden im rebellischen Drange
Die Himmelskörper wie Bomben singen
Und, magisch entführt aus ehernem Gleise,
Krachend zerschellen im Todestanz...

Da wirst auch du, mein Satellit
Verödet ganz und fühllos erkaltet,
Sterbefroh in Sonnenkrater dich stürzen
Und, die ehedem selbst du genährt:
In flammiger Pracht vergehn!...

*) Aus „Rotfeuer", Gedichte von Ernst Kreowski (Berlin, Adolf Hoffmann).

Feuilleton.

Sommermorgen. Im Gebirge ist es, um die zweite Morgenstunde. Dumpf schlägt im Tale die Turmuhr. Als langgezogene Schwingungen eilen die Glockentöne den Berghang hinauf, wogen gewaltig dahin, verklingen, um schließlich verstärkter von den umliegenden Felswänden zurückzuschallen. Leise säuselt es in den Bäumen, geheimnisvoll! Aus der Tiefe dringt das Gebrause des Mühlenwehrs hervor, geschäftig murmeln die Wellen naher Bäche, plätschern Quellen, fällt der Tau und alle die Wasser erzeugen in der nächtlichen Finsternis eine Musik, die harmonisch im Waldesrauschen wiedertönt. Zuweilen stört das Kreischen aufgescheuchter Vögel den Zusammenklang der nächtlichen Stimmen.

Noch ist es völlig finster. Ueber mir wölbt sich in dunkler Klarheit der Himmel.

Funkelnde Lichtpunkte leuchten über ihn verstreut als klare Sternenaugen. Sie suchen die Dunkelheit zu durchdringen, die auf der Erde ruht. Der Mond scheint mit seiner Sichel den schwarzen Mantel der Nacht zerfetzen zu wollen.

Im Osten zeigt sich über einer Felskante ein trüber Schein. Er wächst und wächst, bis er den ganzen Osthimmel ausfüllt. Wie eine milchige Flut strömt er weiter, umbrandet gierig den düsteren Westhorizont und schlägt endlich darüber zusammen. Die Pflanzen, welche in der Dunkelheit fast schwarz erschienen, sind wie mit fahlgelbgrünem Licht übergossen. Die ganze Welt ist dareingehüllt und erscheint fast wie abgestorben. Eine eigentümliche Schwermut liegt in der Luft, die sich allen Gegenständen mitteilt. Nichts regt sich weit und breit. Das Rauschen der Gewässer kommt so von weit her! Kein Lüftchen rührt sich. Und doch ist es unangenehm frostig! Aber nicht für lange! — Heller wird es! Die braunen Granitwände gegen Morgen stehen als dunkelviolette Mauern am Horizonte. Mit dem sich röter malenden Firmamente hebt sich ihr Kamm als glänzend rotgoldene Linie vom Hintergrunde ab. Strahlenkränze umsäumen die Bergzacken und Zinnen mit feurig-glühendem Schimmer. Tiefer und leuchtender wird der Glanz des Morgenhimmels. Sein Widerschein überhaucht die Welt mit rosiger Glut. Sie steigt hinab in die Täler, die noch in Nebeldecken gehüllt schlummern. Geisterhaft ertönt der Weckruf einiger Haushähne unter ihnen hervor. Die Nebel fangen an zu glühen und verbrennen in der Morgenlohe, die auf sie herabstürzt. Wilddrohende Dampfgestalten erheben sich und schweben dräuend empor zum Licht, es zu ersticken. Aber sie werden von dem Siegreichen verzehrt.

Jetzt beginnt das Firmament in köstlichen Farben zu erstrahlen. Die Erde, mit allem, was darauf ist, wird verklärt von einem gleißend bunten Lichtmeer. Feuerblitze gehen von den Tautropfen der Pflanzen aus und durchbohren hurtig die Luft. Der Himmel erfunkelt im prächtigen Glanz, bis plötzlich eine grün-goldene Woge über ihn hinwegflutet; dann steigt die Königin des Tages in ruhiger Pracht über den Horizont. — Allmählich wieder legt die Welt ihr tägliches Gewand an. Die Tannen duften. Noch eine Zeitlang tiefes Schweigen!

Dann erwacht das Getier. Finken schlagen, Amseln flöten. Die Drossel läßt ihren Lockruf erschallen und hüpft gewandt von Ast zu Ast. Meister Specht klopft den Takt zum Morgensang. Munter beäugt mich ein Eichhörnchenpaar und turnt dann in die ihm erreichbarsten höchsten Höhen seines Wohnbaumes hinauf. Vermutlich, weil ihm ein von mir angestimmtes Wanderlied so gut gefällt, daß es seine Wirkung auch in der Ferne erproben möchte. — Ein Hirsch setzt stolz vor mir über den Weg. Rehe folgen ihm und hinterher hoppelt gemächlich ein Häslein. Wie der Blitz flitzt eine Echse vorbei. Tief im Walde grunzen Wildschweine. Dazwischen zanken Spatzen.

Ueber mir spannt sich in wolkenloser Reinheit die tiefblaue Himmelssee, und die Sonne durchfurcht sie in stetigem, unaufhaltsamem Lauf. Sie erschaut auf ihrer Fahrt den herrlichen Wald, in dem ich jetzt bin, und übergießt ihn mit prächtigem Goldlicht. Da sind Eichen, Buchen und Eschen, Tannen, Fichten von stolzem Wuchs in malerischstem Durcheinander. Schlingpflanzen schwingen sich von Stamm zu Stamm, übersät von betäubend duftenden, weißrosa Blüten. Sie vereinen als blumiges Band die Bäume zu natürlicher Gemeinschaft, in der jedes einzelne Pflanzenindividuum seine besondere Eigenart bewahrt und von den Mitgenossen abhebt. Eine riesige alte Eiche, mit regellos durcheinandergeflochtenem Astwerk ist völlig behangen mit mächtigem Efeu, der seine Stütze mit langen, wehenden, grünen Ranken umstrickt und so den ungeheuren Leib doppelt auffällig macht. Daneben steht als schlanker, spießbewehrter Ritter die Tanne, und bringt ihren edel-stolzen Wuchs durch unmittelbare Nachbarschaft mit ihrem Bruder, der plumpen, klobigen, schwermütigen Kiefer prächtig zur Geltung. Einen anmutigen Gegensatz zu ihnen stellt das saftige, helle Grün der Buchen dar. Blühender Hollunder bietet mit seinen großen, weißen Blüten ein dem Auge wohlgefälliges Bild. — Einige Stämme decken mit ihren Riesenleibern den Boden, dem sie einst entsproßten, und geben ihm durch ihren modernden Leib zurück, was sie ihm damals entzogen. Ein Dickicht von Brombeer- und Himbeerranken hat sich auf den alten, verfaulenden Baumleichen angesiedelt. Prächtig gelb leuchtende Königskerzen im Verein mit glühend roten und weißen Fingerhüten haben ebenfalls Platz auf ihnen gefunden und erzeugen ein farbenprächtiges Bild.

An einer Wegbiegung öffnet sich ein großartiger Ausblick. Weit in blauer Ferne, halb verhüllt von Wolken, grüßt der Hauptgipfel des Gebirges. Bald in steil, bald in sanft geschwungenen Linien bauen sich die Bergreihen treppenförmig zur höchsten Erhebung auf. Die weiter entfernten scheinen mit dem Himmel zu verschmelzen. Zu meinen Füßen liegt eine ziemlich weite Talebene, durchflossen von einem silbrigen Flüßchen. Auf ihr verstreut Weiler und Dörfer. Hin und wieder streckt eine Windmühle ihre langen Arme in die Luft. Gleich Ameisen bewegt sich dort unten etwas: Menschen sind's, die auf den Kornfeldern arbeiten. — Bald bin ich bei ihnen. Von dem fast reifen Korn steigt ein dicker, betäubender Duft auf — wie von Brot. Die schweren Aehren neigen ihre mit Körnern gefüllten Häupter zur Erde: sie erwarten ergeben den Schnitter!

Hoch steht die Sonne. Glühende Luft steigt in fortwährendem Zittern auf und nieder. Es lastet eine drückende Schwüle auf der Erde. Ein Gewitter kündigt sich an! Doch ruhig steht das Korn und duftet Hoffnung in die Luft: Hoffnung auf reiche Ernte! b. d.

Wöchnerinnenfürsorge im Mittelalter. So wenig das Mittelalter geneigt war, irgendeine staatliche Verpflichtung zur Fürsorge für die Armen und Kranken anzuerkennen, vielmehr die Sorge für dieselben fast ausschließlich der privaten Wohltätigkeit und der Kirche zuwies, so machten doch in bezug auf die Wöchnerinnen und die Schwangeren die damaligen Rechtsordnungen und Weistümer wenigstens einige Ausnahmen. Teilweise ging das Mittelalter in dieser Beziehung weiter, als dies die Gegenwart tut. Niemandem fällt es heute mehr ein, den Ehemann von der Wehrpflicht, selbst vom Kampf mit dem Feinde während eines Kriegszuges, zu dispensieren, wenn seine Frau in die Wochen kommt. Anders das Mittelalter! Im Salzschlirfer Weistum heißt es hierüber: „Item, so Feindschaft oder Not im Lande wäre oder würde und unser Gn. Herr von Stifts wegen aufgeböte, so sollen die Nachbarn dieses Dorfes so weit und so lange folgen, als ihr Gerichtsschultheiß vor ihnen herzieht. Wann und an welcher Stelle derselbe umkehrt, mögen die Nachbarn auch umkehren. Ist unter ihnen ein Nachbar, der einen Teig (zum Brotbacken) hat, den soll man lassen umkehren, daß ihm sein Teig nicht verderbe; auch ob unter ihnen Jemand wäre, der eine Sechswöchnerin daheim hat, den soll man auch bei scheinender Sonne heimgehen lassen, daß dieselbige keinen Schaden nähme."

Ebenso darf der Mann des Mittelalters bei dem Kindbett seiner Frau sofort jede Arbeit unterbrechen. „Wann einem seine Frau ins Kindbette käme," spricht das Wendlager Bauernrecht, „und wäre aus im Herrendienst, daß er Mühlsteine fahren sollte und unterwegens Botschaft kriegte, wie er sich verhalten solle? — Wann solches geschähe, daß ihm die Botschaft gebracht würde, soll er alsbald die Pferde abspannen und ziehen nach Haus und tuen seiner Kindbettnerin was zu Gute, damit sie ihm seinen jungen Bauern desto besser säugen und erziehen könne."

In weitgehendster Weise konnte jede Wöchnerin auch die private Unterstützung und Hilfe in Anspruch nehmen. Was nur irgendwie geleistet werden kann, darf einer solchen nicht verweigert werden. So heißt es im Bischweiler Hofesrecht: „Item wäre es, daß eine Frau eines Kindes genäse und ihr Botschaft in eines Wirtes Hause oder Brodbeckers Haus käme und Weines oder Brodes begehre um ihr Geld oder gut Pfand, es sei Tag oder Nacht, so soll der Wirt ihr gehorsam sein und ihr Wein und Brod geben; wollte er aber solches nicht tuen, so mag der Bote Brod und Wein selber nehmen und soviel Geld als darum gehört oder gute Pfand auf das Faß legen und liegen lassen und damit nicht gefrevelt haben."

Bei Zinsabgaben spricht die gleiche Rücksicht mit. In den meisten Weistümern des 14. und 15. Jahrhunderts findet sich die Bestimmung, daß, sobald eine Kindbetterin im Hause ist, das schuldige Zinshuhn der Wöchnerin und nicht dem Zinsherrn zukommen soll. „Und läge auch die Frau Kindes inne, so soll der Amtmann dem Huhn das Haupt abbrechen und soll der Frau das Huhn geben und soll das Haupt mit heim nehmen seinem Herrn zum Wahrzeichen." (Rheingauer Landrecht.)

Auch an Zuwendungen und Geschenken aus allgemeinen Mitteln an die Kindbetterinnen fehlt es in vielen Städten und Gemeinden nicht. So erhielt in Rüntlang (Kanton Zürich) jede Wöchnerin ein Fuder Holz; in Herzogenbuchsee deren zwei. In Luzern bekam bis 1580 eine jede aus dem Ratskeller ein paar Kannen Wein, den sogen. Kindbettwein.

Eine solche allgemeine Rücksichtnahme und Entgegenkommen für eine Kindbetterin ließ das Mittelalter nicht nur der eingesessenen bürgerlichen, sondern auch der fremden, der fahrenden Frau angedeihen. So sehr die fahrenden Leute damals ruhelos von Stadt zu Stadt, von Land zu Land getrieben und gehetzt wurden, vor der Kindbetterin machte auch die Brutalität der damaligen Fremdenbehandlung halt. So nahm das Appenzeller Landrecht von dem Verbote, arme Leute länger als eine Nacht zu beherbergen, die Kindbetterinnen, so lange sie nicht wandeln mögen, aus.

War dann die Frau aus dem Wochenbette heraus und wieder arbeitsfähig, so wurde ihr auch noch ferner Fürsorge bewiesen. Vor allem sollte durch die Arbeit der Mutter das Kind nicht vernachlässigt werden. Es zeugt immerhin von einem gewissen sozialen Empfinden, wenn z. B. im Alzeier Weistum bestimmt wird, „dieselben Leute sollen auch schneiden zween Tage und soll die Frau dreimal im Tage heimgehen, ihr Kind säugen".

Aber nicht nur dem Wochenbette, sondern auch der Schwangerschaft wurde in den alten Weistümern Rechnung getragen. Jede Schwangere durfte z. B. aus jedem Garten Früchte und Obst brechen zum sofortigen Genuß, soviel sie wollte, niemand sollte ihr wehren. Nur vereinzelt findet sich der Verzehr einer solchen beschränkt und begrenzt. So in einem Neuenburger Rebweistum, in dem es heißt, „einem Priester 3 Trauben und einer tragenden Frau 3, nehmlich dem Kinde eine und der Frau zwei".

Seltener als auf indirekte Unterstützung ließen sich die Städte und Gemeinden des Mittelalters auf direkte staatliche Einrichtungen zugunsten der Wöchnerinnen und Schwangeren ein.

Doch hatte Nürnberg schon im Jahre 1382 ein eigenes Gebärhaus. In Pfullendorf wurden im 13. Jahrhundert die armen Wöchnerinnen im dortigen Spital 6 Wochen unentgeltlich verpflegt, wie denn die meisten der damaligen städtischen Krankenhäuser Wöchnerinnen für längere oder kürzere Frist unentgeltlich aufnahmen.

Auch das Hebammenwesen war seitens der Städte frühzeitig geregelt und die Hebammen verpflichtet, armen Wöchnerinnen ihre Dienste jederzeit unentgeltlich und sorgfältig zu leisten.

Einzelne Städte gingen dann noch weiter und nahmen den Wöchnerinnen auch die Fürsorge für die geborenen Kinder durch städtische Findelhäuser ab. Solche Findelhäuser hatten Paris, Florenz, Pavia schon im 13., Freiburg i. B. im 14. Jahrhundert.

Jedenfalls war das Mittelalter in vielen Beziehungen den Wöchnerinnen und Schwangeren gegenüber humaner, als es das Zeitalter des Kapitalismus in seinem Anfang war, das sich bekanntlich lange Zeit mit allen Mitteln des brutalsten Egoismus gegen jede Rücksichtnahme auf Wöchnerinnen und Schwangere wehrte. a. e.

Aerztinnen — nicht etwa nur mit Hausmitteln im Bedarfsfalle aushelfende Frauen, die es zu allen Zeiten gab — existierten bereits an der medizinischen Schule in Salerno. Besonders berühmt ist Trottula, die im 11. Jahrhundert alle an Ruf überstrahlte. Im 12. Jahrhundert gab es dort eine ganze Reihe, die viele medizinische Rezepte erfanden und anwandten. Eine von ihnen, Mercuriade, soll sogar in der Chirurgie Hervorragendes geleistet haben. Vom 10. September 1321 hat sich ein Dokument erhalten, in dem Francisca, Gemahlin des Matthäus de Romana, die Erlaubnis erhält, in Salerno chirurgische Praxis auszuüben, da sie „nach wohlbestandenem Examen" ein Zeugnis der Universität Salerno besitze. Der Herzog Karl von Kalabrien sagt ausdrücklich, daß das Gesetz den Frauen die Ausübung der Medizin gestatte. Daß man im Mittelalter männliche Aerzte möglichst vom weiblichen Geschlecht fernzuhalten suchte, war dem Aufkommen der Aerztinnen günstig. Den Aerzten war es nach einem westgotischen Gesetz des 6. Jahrhundert ausdrücklich verboten, Frauen in Abwesenheit ihrer Verwandten die Ader zu schlagen. (Aus: Dr. Max Kemmerich: „Kulturkuriosa". München. Albert Langen.)

Nachdruck des Inhalts verboten!

Verantw. Redakteur: L. Salomon-Lessen, Berlin (Niederschönhausen). — Verlag: Hamburger Buchdruckerei und Verlagsanstalt Auer & Co., Hamburg. — Druck: Vorwärts Buchdruckerei, Berlin SW. 68.